Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 6

Artikel: Das Menschlein Matthias [Fortsetzung]

Autor: Ilg, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635328

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 6 - 25. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 9. Februar 1935

Was seine Zeit erfüllet hat. Von Johanna Siebel.

Was seine Zeit erfüllet hat im Steigen
Und Quellen urewiger Mächte,
Sinkt leise zurück aus dem großen Reigen
In das Schweigen der Weltennächte.

Allüberall ist gleiches Geschehen,
Ein gleiches Gesetz gilt für alle.
Zeitalter ersteigen, erblühen, vergehen
Wie Sterne im Sternenschwalle.

Und auch die Feuer, die uns durchglühen,
Die Flammen, die uns durchwehen,
Unser Menschensein, unser Glück, unser Mühen,
Müssen verglüh'n und vergehen.

Doch wie ein Stern, der längst schon verglühte,
Noch lange glänzt durch die Weiten,
So strahlt auch die Liebe, die holdeste Blüte
Des Lebens, über die Grenzen der Zeiten.

(„Leuchtende Welt".)

Das Menschlein Matthias. Roman von Paul Ilg.

6

„Tut mir das nicht an, Jungfer Böhi! Gebt mir noch Zeit und bedenkt es wohl. Ihr seht ja, daß ich nicht von Euch lassen kann. Es hat sich allmählich so in mich hineingefressen. Der Teufel weiß wie und was aus mir wird, wenn Ihr den Spruch nicht ändert!" beschwor er sie, von Heiserkeit befallen, die Augen erfüllt von jener schauerlichen Verzweiflung einer hoffnungslos liebenden, dabei starrsinnigen und eitlen Seele. Auf seiner Stirn stand der Schweiß in hellen, dicken Tropfen. Ihre Hand mit Gewalt festhaltend, unbekümmert darum, welch ein klägliches Schauspiel er bot, fiel der unselige Werber vor ihr auf die Knie. Er war Vorturner einer Turnbruderschaft, sogar Meister im Nationalfach und bildete sich nicht wenig ein auf seinen athletischen Körperbau, die muskulösen Arme und durchgedrückten Beine, während Brigitte nur abgestoßen schien von diesem prahlerischen Aufwand an Kraft, besonders in diesem Augenblick, wo er dennoch, aller Männlichkeit bar, um Gnade flehend zu ihren Füßen lag.

Der Bleicher ließ sie aber gar nicht erst zu Worte kommen, sondern fing hastig, fast im Ton eines Vorwurfs davon zu sprechen an, wie er doch seit der Bekanntschaft mit ihr ein „anderer" geworden sei und schwören wolle, zeitlebens solid zu bleiben, wenn er sie zur Frau haben könne. Dann schien er sich in seiner Stellung selbst ein bißchen lächerlich vorzukommen. Errötend sprang er wieder auf die Beine.

„Warum nicht zusammen passen? Wir sind doch beide gesund und bei Sinnen und haben guten Verdienst. Was braucht's da mehr? Es wird schon gut tun, wenn wir erst einmal beisammen sind. Lieber heut als morgen. Ich frag' ja auch nicht danach, was früher gewesen ist. Das Alte soll vergessen und begraben sein. Es geht mich nichts an. Nur ans Künftige will ich mich halten. Auf Ehr' und Seligkeit, Jungfer Brigitte. Aber nein, nein", widerrief er sich selbst, als er sah, wie sie zwischen Zorn und Verachtung kämpfte, „gut, gut, wenn Ihr damit noch warten wollt. Ich sag' ja nichts dagegen. Mir ist alles recht. Ich kann mich gedulden. Nur sagt, daß nicht alles aus sein soll. Das halt' ich nicht aus. Da gibt's ein Unglück!"

Brigitte befreite sich mit einem heftigen Ruck aus der heißen Umklammerung seiner roten, knolligen Faust. Ihr Mitleiden war verflogen vor der gewalttätigen, unbewußten Roheit, der rasenden Begierde des Burschen, die sich in Worten und Mienen verriet. Aber nur schwer verheimlichte sie ihre Angst vor dem Mann, dem sie die bitterste Enttäuschung bereiten mußte. Auch hatte sie jetzt manch ein harmlos freundliches Wort zu bereuen, das, einst aus lauter Gutherzigkeit gegeben, von ihm sozusagen als Wechsel auf die Hochzeit gezogen worden war.

„So nehmen Sie doch um Himmels willen Vernunft an, Gemperle!" unterbrach sie mehrmals seinen stürmischen Bekenntnisdrang. „Wann hätte ich Ihnen Grund gegeben, etwas derartiges zu hoffen? Allerdings geht Sie mein Leben nichts an. Ich brauch' keinen Ernährer, Beschützer

oder Ehrenretter, am wenigsten einen, der meint, es müsse hinter mir etwas vergessen und zugedeckt werden. Also, warum verfolgen Sie mich? 's ist ja doch alles verlorene Liebesmüh'. Sie jagen mir damit nur Angst ein. Das tut doch keiner, der auf Anstand hält. Und daß Sie ein ordentlicher Mensch geworden sind, werden Sie hoffentlich nicht bereuen. Es kommt schließlich einer anderen zugut. In Treustadt gibt's heiratslustige Mädchen genug!"

Der Abgefertigte war in einem Zustand, der nichts Gutes weissagte. Er gehörte zu den gefährlichen Naturen, die mit Gewahlt ertrotzen wollen, was ihnen das Schicksal vorenthält. Da Brigitte die Tür ins Auge faßte, vertrat er ihr brutal den Weg.

„Somit kann ich ja wieder abziehen, wenn auch nicht mit Glanz. Aber ich will Euch noch ein drittes Mal fragen, Jungfer Böhi. So schnell seid Ihr mich nicht los, bewahre! Kann sein, Ihr besinnt Euch noch anders, wenn Ihr erst einmal einseht, wie's andere mit Euch meinen. Und daß der Betreffende, an dem Ihr, scheint's, noch hängt, das Rechte tun wird, glaubt Ihr wohl selber nicht. Der großspurige Herr macht ganz andere Sprünge. Ja, ob Ihr's gern oder ungern hört, ich sag' es doch: wenn der alle seine Schätze heuern wollte, das gäb', beim Strahl, eine große Familie!" Er lachte unflätig auf, sein Blick sprühte Gift und Haß. Erst als er Brigittes bleiche Verachtung merkte, besann er sich auf einen besseren Abgang. „Dann denkt aber auch daran, was Ihr machen wollt, wenn Euer Bub groß genug ist, um nach seinem Vater zu fragen. An mir hätt' er einen gefunden, dessen er sich nicht zu schämen brauchte."

Er schien noch auf einen leisen Hoffnungsschimmer zu warten, seine Stimme klang unterdrückt, als müßte er im nächsten Augenblick aufschluchzend hinsinken. Auch Brigitte war am Ende ihrer Fassung. Sie konnte den Verzweifelten nicht mehr ansehen, kein Wörtlein weiter hervorbringen. Eine gräßliche Angst hatte sich ihrer bemächtigt, sie spürte etwas wie Todeskälte in den Gliedern und ein elektrisches Zucken auf der Kopfhaut. Wenn der furchtbare Mensch es wagte, sie anzurühren, mußte sie wehrlos in seine Arme fallen, ihn ohnmächtig gewähren lassen.

Zu guter Letzt nahm der Abgewiesene wohlbesonnen Hut und Stock, sagte ein bedeutsames: „Denn also auf Wiedersehen!" und verließ die Stube. Draußen empfing er noch Trost, Aufmunterung, Händedrücke. Dann sah Brigitte, schwer aufatmend, daß er wirklich bergab davonzog. Aber ihr Sonntag hatte allen Glanz verloren.

Gleich trat auch Frau Angehr wieder herein, das Haupt voll bitterböser Weissagung, mit einer Miene, als sei durch Brigittes Benehmen unauslöschliche Schande ins Haus gekommen. Ihr Blick hielt sich in den Niederungen auf, strich unsäglich geringschätzend über der Schwester nobles Schuhwerk und luftiges Mullkleid, diese äußeren Zeichen ihrer Verblendung.

„Wenn du nur nicht noch einmal bereust, was du da angerichtet hast!" begann sie zwischen Seufzen und Drohen, während sie aus Leibeskräften den Tisch scheuerte. „Der gute Mann ist imstand und tut sich was an. So wie der vorhin ausgesehen hat — es lief einem kalt den Rücken hinunter. 's ist eben schwer zu begreifen!"

„Du meinst demnach, ich täte besser, ihn zu heiraten, damit er sich nicht den Garaus macht? Und ich denke, siehst du, um so einen Kleber und erpresserischen Wicht wär's kein bißchen schade. Dann hab ich ihn wenigstens nicht mehr zu fürchten. Mein Lebtag seh' ich die Drohblicke vor mir!"

Frau Angehr machte nur verbissen: „So, so." Doch der Tisch knackte unter ihren Händen; gründlicher war er noch nie gereinigt worden. Darauf führte sie mit dem nassen Scheuerlappen einen erfolgreichen Vernichtungskrieg gegen die aberhundert Fliegen, welche den Aufenthalt in der niedrigen, dumpfen Stube zu einem wahren Martyrium machten. Es klatschte lustig an den zerspaltenen Holzwänden, dem blaßblauen Kachelofen, der auch schon zahlreich Lehmflicken aufwies.

Ihre bessere Einsicht hätte Brigitte davor bewahren müssen, gerade jetzt von ihrem Plan mit Matthias anzufangen. Da die Schwester sowieso aus Rand und Band ist, geht's in einem zu! dachte sie und gab, etwas unsicher, gewunden zu verstehen, daß sie ihr Kind nächstens in eigene Obhut nehmen wolle. Die Angehrin stellte den Napf, mit dem sie nach der Küche wollte, wieder auf den Tisch und ließ sich vor ehrlicher Verwunderung auf die Bank nieder. Zuerst wähnte sie, Brigitte sei nur aus blindem Zorn über die Heiratsgeschichte auf den Einfall gekommen. Als sie jedoch wahrnahm, wie diese verlegen in den Schoß blickte und kauderwelsches Zeug vorbrachte von „Heimweh und vielem Alleinsein", merkte sie, daß eine ernste Absicht dahinter steckte.

„Der Bub ist ja bald groß genug und braucht nicht mehr behütet zu werden, derweil ich im Geschäft bin. Und soweit nötig, kann zudem meine Logisfrau auf ihn achtgeben!" erklärte Brigitte weiter. Allein sie war jetzt schlimmer daran, als vorhin der verächtliche Freier. Ein flüchtiger Blick auf die Schwester, welche sich selbst nicht mehr glich, lehrte sie, daß ihr noch ein schwerer Kampf bevorstand.

„Ist das der Dank für alles, was ich an dir getan habe? Du willst ihn also von uns wegnehmen und lieber wildfremden Leuten überlassen?" fragte die Angehrin mit gebrochener Stimme, ganz zerschmettert von dem unerwarteten Schlag. Es half nichts mehr, als Brigitte gerührt, reumütig zu beschönigen suchte. Wie ein mit Oel begossener Holzstoß flammte das gereizte Weib auf. Sie stieß die Schwester roh beiseite, riß die Tür auf und schrie wie besessen hinaus: „Komm herein, Konrad, 's gibt Neuigkeiten! Was gilt's, du wirst Augen machen!"

Der Mann kam jedoch zu spät, um das Schlimmste zu verhindern. Ehe er die brennende Pfeife versorgen konnte, hatte die Verstörte sich schon auf die Schwester geworfen, an der sie jetzt ihren jahrealten Haß unbarmherzig ausließ. Sie schlug der in Todesblässe Zitternden den schmutzigen Lappen ins Gesicht, bewarf sie mit wüsten Namen und klagte sie an, durch ihr Lasterleben die Mutter ins Grab gebracht zu haben.

„Und den Matthias bekommst du nicht, sag' ich. Das wollen wir erst noch abwarten. Ich lauf' zum Pfarrer, aufs

Vormundschaftsgericht. So einer, die sich selbst nicht in Zucht hat, läßt man kein Kind zum Aufziehen. Das ist Rechtens, und ich setz' es auch durch!"

Es waren Leute draußen, die ungeduldig „Wirtschaft!" riefen, auch die Kinder kamen ängstlich unter die Türe gesprungen und sahen den Vater wie einen Prellbock zwischen den rasenden Schwestern stehen. Matthias hielt noch einen Pinsel in der Hand; beim Anblick der bedrohten Mutter warf er ihn fort und hing sich aufschreiend an ihre Kleider.

„Komm du, fort aus dieser Mörderhöhle. Wir packen auf der Stelle deine Sachen zusammen. Es ist höchste Zeit!" rief Brigitte, seine Hand erfassend, indes die Basgotte seinen linken Arm packte. Eine Weile wurde er gleich einer Strohpuppe hin und her gerissen, bis es der Angehrin gelang, mit dem Kleinen in die Kammer zu entweichen und sich einzuschließen. So laut er noch konnte vor schluchzendem Weh, rief er um Hilfe: „Ich will mit der Mutter! Tu mir auf, Bettergötti!"

Die grimme Kerkermeisterin saß wie gelähmt auf dem Bettrand und ließ den Gefangenen unbehindert an der Tür rütteln, soviel er nur mochte. In der Stube war ein vielstimmiges Geschrei, und der Große schlug von draußen ans Kammerfenster: „So gib ihn doch heraus, Mutter. Wir wollen ihn nicht mehr. Gib ihn heraus!"

Arthur Riedel, Basel: Basler Kinderfastnacht.

Sie tat, als höre und sehe sie nichts mehr. Nachdem auch der Mann eine geschlagene Viertelstunde umsonst mit dem verstockten Weib parlamentiert hatte, sagte er leise zu seiner Schwägerin: „Geh du jetzt, es ist besser. Das Bürschlein bring' ich dir nächstens hinunter oder ich will keine gute Stund' mehr haben. Verlaß dich drauf!"

Also mußte sich die innen und außen zerzauste Brigitte Böhi, das vielbegehrte Musterfräulein, ebenfalls aufmachen, noch tiefer gedemütigt als der Mann, den sie eben noch stolz, mit großer Genugtuung heimgeschickt hatte. Sie sagte kein Wort mehr, so sehr ihr ein gerechter Zorn in der Seele brannte, denn sie hörte das Wimmern ihres Kindes und wollte verhüten, daß der Schwester Haß sich auf die arme kleine Unschuld entlade.

„Hilf Gott, daß ich ihn gesund wiedersehe, so will ich ihn nie mehr von mir lassen!" blickte sie flehend zum Himmel auf, als sie die traurige Hütte verließ.

Drittes Kapitel.

In der Bleiche.

Am vierten Tag nach seinem Einzug in Treustadt entschloß sich Matthias schweren Herzens, den Beobachtungsposten am Fenster der mütterlichen Stube, wo ihm die Zeit bitter lang wurde, zu verlassen und sein Glück auf der Straße, unter anderen Kindern, zu suchen. Sein Empfehlungsbrief war ein Säcklein mit bunten Murmeln und Glaskugeln, das ihm die Mutter heimbrachte, damit er sich nicht als Bettler einzuschleichen brauche. Lange stemmte er sich mit Händen und Füßen dagegen; die flinken Stadtbuben flößten ihm schon von weitem Respekt und Mißtrauen ein. Aber Brigitte Böhi ahnte die wachsende Not seiner Einsamkeit in den Stunden, die sie im Geschäft verbringen mußte, und tat deshalb alles, um seine Furcht vor der Gasse, dem Ungeheuer „Stadt" zu bekämpfen.

An diesem Morgen, nachdem sie ihm mit Schokolade und Eierwecken tüchtig eingeheizt hatte, nahm sie den zimperlichen Gast fast gewaltsam mit hinaus und hielt dann sorglich Umschau nach artigen Knaben, denen sie den teuren Schatz anvertrauen durfte. Die Sonne war schon lange auf, als Mutter und Sohn ins Freie kamen; sie hatte auch das rege Gassenvölklein des Arbeiterviertels wie mit Trommelwirbeln hinausgelockt. Auf Treppenstufen, in Grä-

ben und Pfützen, im Gras, im Straßenstaub trieb es sein zwischen Krieg und Frieden rasch wechselndes Gewerbe.

Matthias' Einstand geschah mit Hilfe etlicher „Fünfer", welche die Mutter freigebig verteilte, wobei sie die Buben ermahnte, doch ja recht säuberlich mit ihrem Söhnchen umzugehen. Er trug noch das braune Aelplergewand, nur die neuen Schuhe sowie ein Filzhut mit Pfauenfeder verliehen ihm städtischen Glanz. Doch seine Zaghaftigkeit stimmte damit nicht überein, und die erkauften Gespielen waren sich bald einig, den Tolpatsch nach Noten zu schröpfen. In weniger als einer Stunde hatte das freche Gesindel ihm mit ungeahnten Listen und Fingerfertigkeiten alles abgenommen, was nicht niet- und nagelfest war, und der Verwegenste unter den jungen Banditen riß ihm zuletzt gar das prächtige Pfauenauge vom Hut, ohne sich um das Geheul des Beraubten zu kümmern. Diesem half es wenig, daß er mit seinem starken Vetter Konrad drohte; den konnte er fernerhin nicht mehr zu Hilfe rufen, wenn er in Bedrängnis geriet. Schon kam es Matthias ganz eigen vor, wie wenig das Leben da unten den Erwartungen entsprach, die ihn auf dem Berg so hoch und heilig erfüllt hatten.

Was sollte er nun beginnen? Am liebsten wäre er wohl zum Hafen hinuntergewandert, wo die Dampfschiffe ankamen. Da gab es in einer Stunde mehr zu sehen als daheim zwischen Morgen und Abend. Allein dazu hätte er die inständige Bitte der Mutter, nicht ohne sie ans Wasser zu gehen, leichtfertig in den Wind schlagen müssen. So blieben ihm für die langen Zwischenzeiten nur geringe Zerstreuungen: der Ausblick vom Fenster, einige Bücher, der Malkasten und eine alte, schnupfende Logisfrau, die er verabscheute. Da das große Mietshaus am Ende der Stadt, zu Füßen des Roßbühls lag, konnte er wenigstens über die Dächer hinwegsehen, sogar die Höhe von Guggisau ausfindig machen. Nur der Gupf blieb seinen Blicken verborgen, worüber er schier traurig war. Halb unbewußt sehnte er sich nach seinen Quälgeistern zurück. Konrad, Marie, Frida gingen jetzt alle Tage in die Erdbeeren, ausgerüstet mit üppigen Schnitten Zimtbutterbrot und einem dickbäuchigen Mostkrug. Das war für die dort oben die schönste Zeit des Jahres. Konrad kannte stundenweit auf und nieder alle ergiebigen Sammelplätze, und selten kamen sie heim, ohne den Achtpfundkorb bis an den Rand gefüllt zu haben. Die Ernte trug der Große dann in den Gasthof „Zu den sieben Kurfürsten", wo er damit nicht nur hochwillkommen war, sondern auch einen rechtschaffenen Tagelohn erzielte. Da konnte sogar die Basgotte lachen, staunen und Lob austeilen. Nein, denen fehlte nichts, dort oben ging es jetzt ordentlich hoch her. Immer wieder mußte Matthias daran denken, wie die Basgotte weinte und wetterte, als der Vettergötti mit ihm den Gupf verließ. Außer Konrad, der aus Zorn vorher dem Loch zu lief, hatten beim Abschied alle nasse Backen bekommen. Die kleine Frida fragte unverstellt, weitsichtig: „Gelt, Vater, er muß bald wieder zu uns und die Base Gritte auch!" Denn sie bangte, der Matthias möchte es unten viel zu gut haben und die Sonntagsbescherung künftig ausbleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Das erste Honorar.

Eine Faschings-Erzählung von J. Slavin, übersetzt von O. F.

Die Kartenpartie war beendet. Im schönen, geräumigen Studierzimmer des Rechtsanwalts Z. unterhielten sich, in Erwartung des Abendessens, die geladenen Freunde des Gastgebers, — alle Juristen und alle nicht mehr ganz jung. Das Gespräch wurde lebhaft, man erinnerte sich allerlei Episoden aus mitgemachten Gerichtsverhandlungen, — nach 20jähriger Praxis wußte ein jeder genug zu erzählen.

Es kam die Rede darauf, wie, wann und wieviel — als Erstlingshonorar eingenommen wurde; in fließender, hinreißender Form, wie das von Advokaten zu erwarten war, brachten alle irgend eine spaßhafte Geschichte zum besten, für die das Sprichwort Geltung finden konnte: „Si non é vero, é ben trovato". Als einziger verharrte im Schweigen Peter Nikolajewitsch K., in irgend einem Album blätternd,

„Nun — wie war es denn bei Ihnen?" fragte der Gastgeber scherzend, „sollte es in Ihrer Praxis kein „erstes" Honorar gegeben haben und haben Sie Ihre Laufbahn stracks mit dem zweiten begonnen?"

„Ganz recht", entgegnete K. „Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen, denn mein „erstes" erhielt ich — lange bevor ich Rechtsanwalt wurde."

„Wie das ...? Interessant ...! Erzählen!" klang es von allen Seiten. Peter Nikolajewitsch legte das Album beiseite, zündete eine Zigarette an und begann:

„Folgendes ereignete sich, als ich noch im dritten Semester meines Universitätsstudiums stand. Ich konnte sorgenlos leben, da mein Monatswechsel reichlich bemessen war, und auch öfteren Besuch von Theater, Konzerten und anderen Unterhaltungen mir gestatten. Es rückte der Fasching heran und ich begab mich zum großen Maskenball, der alljährlich im Opernhaus veranstaltet wird und als schönster und feinster Tanzanlaß der Stadt gilt. Als ich bewundernd vor der Riesenfontaine stillstand, die auf der Szene, prächtig in allen Farben leuchtend, spielte — berührte eine weibliche Maske mich mit ihrem Fächer und fragte:

„Wovon träumst du, mein Junge, — komm lieber tanzen." Selbstverständlich folgte ich dieser Aufforderung; die Dame kam mir ganz interessant vor: sie trug ein glattes, elegantes Seiden-Domino von schwarzer Farbe, das um die Hüften mit breitem, blauem Band zusammengefaßt war, — die Enden fielen seitwärts ab, zu einer eigenartigen Schleife verknotet, — das Köpfchen war von einer kostbaren, schwarzen Spitze bedeckt. Alles — Gestalt, Stimme und die unter der Maske mich kokett anblitzenden Augen ließen vermuten, daß die Dame jung und schön sein müsse, auch war sie nicht dumm, verstand es, die Unterhaltung ungezwungen und geistreich zu führen. Sie wollte wissen, wer ich sei, — da kein Grund vorhanden war, solches zu verschweigen, nannte ich meinen Namen und sagte, daß ich Jurist bin. Umgekehrt gelang mir nicht zu erfahren, wer sie — meine schöne Maske war; — sie heiße Lisa und ich dürfe sie bei diesem Kosenamen rufen, war ihre Antwort. Ich verbrachte mit Lisa einen anregenden Abend, zu dessen Schluß plötzlich, auf mir unerklärliche Art, sie verschwand: — im dichten Gedränge kam sie mir aus den Augen; ich rannte durch alle Säle des Theaters, suchte in allen Richtungen, aber vergebens, — Lisa mit der blauen Schleife war nirgends zu finden! Hatte sie den Ball verlassen, oder vielleicht die Schleife entfernt, sodaß ich sie nicht mehr unter den zahlreichen anderen schwarzseidenen Dominos zu erkennen vermochte?

Nach dem Fasching kam und verging das Osterfest, dann zog der Frühling ins Land. An einem warmen Abend saß ich auf einer Gartenbank im Stadtpark und sah eine zierliche Blondine auf mich zukommen, die lächelnd mich